

AM TAGE DES GERICHTES.

Novelle von Benjamin Segel.

Simon Berg erwachte aus bleiernem, traumlosem Schlaf, sein Kopt war schwer, er rieb sich die Augen und blickte verwirrt um sich. Wo war er denn? . . . Blendendes Licht von tausend Kerzen umflutete ihn, von fernher wogte ein mächtiger Gesang . . . Ah, es war Jom Kippur, er befand sich im großen Bethammidrasch . . . Sein Herz schnürte sich zusammen. Nun hatte er das ganze Kol Nidre verschlafen. Er wandte sich an seinen Nachbar Mendel Färber: „Warum hast du mich nicht geweckt?“ flüsterte er vorwurfsvoll.

„Ich hatte nicht das Herz, du schließt so still ein, gleich wie du dich nur niedersetztest. Ich weiß ja, wie schwer du seit Monaten arbeitest und daß du ganze Nächte nicht schläfst.“

Simon saß schweigend da in dem weißen, faltenreichen Linnenkittel über der schwarzseidenen Pekesche, in dem silbergestickten Käppchen auf dem noch jugendlichen Kopt, dessen Schläfenlocken an den oberen Partien schon leicht zu ergrauen begannen; er rückte den Tallith zurecht, dessen breite Silberborte ihm auf die Schulter gerutscht war, und nahm sich zusammen, um dem Gesange zu lauschen, der von vorne her, wo die Heilige Lade stand, wie ein großer, breiter Strom seine Wellen über die tausendköpfige Menge ergoß. Beide Pforten der Heiligen Lade waren weit geöffnet, und in dem ruhigen bläulichen Lichte der ewigen Lampe standen die Thorarollen da in ihren schimmernden silbergestickten Mäntelchen, wie eine Schar feierlicher, stiller Zeugen. Der Gesang setzte immer von neuem an, wie ein kräftiger Strahl aus der Tiefe emporquellend:

„Jaaleh . . . Aufsteige unser Gebet vom Abend,
Vor Dich komm' unser Rufen gen Morgen,
Und es erscheine unser Singen“ . . .

„bis zum Abend“, vollendete die Gemeinde einfallend, und es hallte dröhnend wie das Branden des Meeres. Dreimal schwang sich der Vers in die Höhe, einsam bittend, rufend, singend, bis er niedersank und unterging in dem gemeinsamen Chor der Betenden. Simon Berg tauschte und bemühte sich, mit einzustimmen, aber das Wort wollte ihm nicht aus der Kehle. So war das schon seit mehr als drei Monaten. Seit jenem Tage, . . . seit jener Stunde, . . . deren Erinnerung er mit aller Kraft seines starken Willens von sich fortjagte. Seit damals kam kein Gebetwort über seine Lippen. Früh morgens legte er mechanisch Tallith und Tefillin an und murmelte die Berachah dazu, aber kaum fing er an, ein Gebet anzustimmen, so brach es gleich ab . . . Es war wie versiegt . . . Er versuchte wieder anzufangen, an der und jener Stelle, aber der Faden riß gleich ab. Seine Gedanken irrten hilflos umher . . . Und irgendwo fern, weit im Hintergrunde, lauerte etwas Furchtbares, Großes, Schwarzes . . . Er strengte seinen ganzen Willen an, um seine Sinne davon abzulenken . . . Aber plötzlich packte ihn eine große Unruhe, die sich zu einem Angstgefühl steigerte. Er zog Tallith und Tefillin rasch aus, legte sie in großer Eile zusammen und lief aus dem Zimmer. Schließlich empfand er jeden Morgen zur Stunde des Gebetes ordentliche Qualen, eine Art peinlicher Scheu beschlich ihn bei dem Gedanken an Tallith und Tefillin. Einige Male versuchte er, sich

zu überwinden, ging mit festen, polternden Schritten an den Schrank, holte den Beutel hervor und entfaltete mit Bedacht den Tallith, wart ihm über die Schulter, küßte die Zizith, sprach mit lauter, trotziger Stimme die Berachah, hüllte sich ein und verharnte länger als nötig in dieser Stellung, zog die Tefillin heraus und wickelte sie langsam um Arm und Haupt, dann fing er laut und immer lauter an zu beten, suchte die feierlichsten und schönsten Melodien hervor, wenn sie auch gar nicht zu den Wochentagen gehörten. Sein Beten wurde zum Geschrei, er wollte sich betäuben, seine Gedanken zusammenhalten, daß sie nur nicht hinausschweiften dorthin in die nebelige Ferne, wo jenes Drohende, Unheimliche lauerte.

Aber nach einer Weile mußte er aufhören . . . Auf einmal war er wie umgewandelt. Etwas wie ein fremder Schatten tauchte deutlich neben ihm auf, dann zog er schleunigst Tallith und Tefillin aus, wart sie auf einen Haufen und rannte davon. Schließlich hörte er ganz auf, Tefillin und Tallith anzulegen, was er seit seinem dreizehnten Lebensjahre keinen Tag verfehlt hatte. Er kam sich nun wie ein Verbannter vor, manchmal würgte ihn das Essen, aber er versuchte sich auszulachen und aß wütend darauf los, und verließ die Tafel, ohne das Tischgebet zu sprechen. An Sabbaten und auch am letzten Neujahrsfeste war das viel leichter gewesen. Da stand er im großen Bethammidrasch im hellen Tageslicht mitten zwischen Freunden und Bekannten, die fröhliche und gehobene Stimmung teilte sich ihm mit, er vergaß alles, sein Wille war stark, und er richtete einen Zaun auf, der jenes Drohende und Unheimliche für immer von ihm fernhielt. Sobald aber der Sabbat vorüber war, stürzte er sich sogleich in die Arbeit, die alle seine Kräfte verschlang. Seit einem halben Jahr nahm er die Inventur des gesamten Besitzes seines neuen Brotherrn, des jungen Heinrich Rebenstein, auf. Es galt, die Güter, Häuser und Fabriken den Käufern zu übergeben, die Geschäfte abzuwickeln und die Unternehmungen aufzulösen. Heinrich Rebenstein hatte nach dem Tode seines Vaters beschlossen, sich seiner sämtlichen Besitzungen im Lande zu entledigen und nach Paris übersiedeln, um das Leben in vollen Zügen zu genießen. Simon Berg war seit mehreren Monaten mit Arbeit überbürdet. Den ganzen Tag war er unterwegs, Nachts prüfte er die Bücher und die Rechnungen. Bis zum Ende des Jahres mußte alles erledigt sein. Simon Berg kam aus den Unterhandlungen, Besichtigungen und Schreibereien gar nicht heraus. Er lebte wie in einem Taumel. Nur wie durch einen schmalen Türspalt drang zuweilen das Bewußtsein seines Ichs und die Erinnerung an jenen verhängnisvollen Augenblick zu ihm. Dann vertrieb er sie durch ein starkes Aufbäumen seines Willens. Er arbeitete, arbeitete unaufhörlich. Abends sank er erschöpft aufs Bett und schließt traumlos „wie ein Stein“. Seit drei Monaten war er jetzt zum erstenmal unter vielen Menschen und doch allein, auf sich selbst gestellt, wehrlos seinen Gedanken preisgegeben. Und drüben klang der Gesang ununterbrochen weiter. Es war ein richtiges Volkslied. Der Vorbeter trug drei Verse vor, in einfachen, leicht schwingenden Noten, schmelzend

und sehnstchtig, bald kräftig ausholend, und wieder leise verklingend; dann fiel die Gemeinde stürmisch ein . . .

„Aufsteige unser Seufzen am Abend,

Und komme vor Dich gen Morgen,

Und es erscheine Gewährung . . . bis zum Abend.“

Noch einmal erbrauste der Schrei der ganzen Gemeinde, dann ward es still. Die Pforten der Heiligen Lade schlossen sich und der Vorhang ging nieder. Jetzt ertönte die klangvolle Stimme des Vorsängers:

Erhörer des Gebetes, Zu Dir kommen alle

Sterblichen,

Alle Sterblichen kommen, Um sich vor Dir zu bücken . . .

Die Stimme schwieg und nun begann ein großes Säusen und Brausen, wie das Murmeln des Waldes, durch den der Sturm fährt. Die ganze Gemeinde betete, jeder für sich. Simon Berg hatte ein Gefühl, als wäre er auf einmal aus einer Versammlung lieber Menschen in die dunkle Einsamkeit hinausgestoßen. Nein. Er wollte nicht draußen bleiben. Er hatte das Recht, zusammen mit den anderen zu beten. . . . Vor ihm lag das aufgeschlagene Machsor, er richtete sich auf und zwang sich, Worte des Textes hervorzu-bringen:

Erhebet Eure Hände in Heiligkeit und lobet Gott . . .

Lasset uns kommen in seine Wohnstätten . . .

Ewiger, Gott der Heerscharen, wer ist gleich Dir,

Du starker Gott, Treu und Glauben umgeben Dich, . . .

Dein ist der Tag, Dein ist die Nacht,

Du hast ja erschaffen das Licht und die Sonne,

Recht und Gerechtigkeit sind die Grundfesten Deines Thrones,

Gnäd' und Treue schreiten vor Dir her . . .

Simon Berg quälte sich ab, die Worte hervorzustoßen, sie klangen ihm wie eine fremde Sprache. Jeden Vers begann er von vorne, sprach jedes Wort deutlich aus, aber die Verse entglitten ihm und verwirrten sich auf seiner Zunge. Er konnte den Sinn nicht zusammenhalten. Er fühlte, wie in seinem Innern sich etwas lockerte, er ward schwach. Das Drohende, Finstere, das dort ferne über ihm hing, löste sich los und rollte langsam heran . . . Vergebens bot er seine letzte Kraft auf, um es wegzustoßen, es rollte immer näher heran, unheimlich, groß, dunkel . . . nein, schwarz, nachtschwarz . . . Er hüllte sich fester in den Tallith, schloß die Augen und wartete mit verhaltenem Atem. Ihm sauste es in den Ohren . . . Noch eine Sekunde, und es ist dicht bei ihm . . . Eine dichte, turmhohe Wolke, wüst und schwarz . . . Wird sie einen Rachen öffnen und ihn verschlingen? Das Herz schnürte sich ihm zusammen. Er sank zurück und saß reglos da . . . Er beschloß, ruhig zu warten, was immer da kommen mochte. Die schwarze Wolke war stehen geblieben, er wagte sie anzublicken . . . Es war nichts, als eine große schwarze Wolke. Nun wird sie anfangen, zurückzurollen und dann in der Ferne versinken . . . Er wartete . . . Jetzt drang zu ihm wie aus einer anderen Welt die Stimme des Sängers, gleich verhallenden Tönen, die durch einen dichten Nebelschleier kommen . . .

Deine Weise, unser Gott, ist es, Langmut zu üben gegen Gute und Böse . . . Und das ist Dein Ruhm . . .

Die Gemeinde wiederholte den Vers und es klang wie das Rauschen eines Waldes, durch den der Sturm fährt. Dann tauchte die Stimme des Sängers wieder empor:

Um Deinetwillen, unser Gott, tue es und nicht um unseretwillen . . .

Aber Simon Berg konnte nichts mehr hören, denn die Wolke vor ihm regte sich, rollte aber nicht zurück, sondern kam immer näher heran. Jetzt hielt sie ganz dicht vor ihm . . . Sein Herz stand still, seine Arme sanken herab . . . Nun wird es sich über ihn ergießen, wie ein zischender, wilder, tobender Strom. Aber die Wolke öffnete keinen Rachen, sondern fing an, langsam zu zerfließen. Eine Weile dauerte es. Einen Augenblick nur . . . Die Wolke hatte sich gelichtet . . .

Und er sah . . .

Es war beim Morgengrauen, vor drei Monaten war es. Er sitzt in seinem Arbeitszimmer nach durchwachter Nacht über einem Stoß sehr verwickelter Rechnungen. Die Tür öffnet sich polternd und herein torkelt der Großgrundbesitzer Stefan Gemba, der gefürchtetste Raufbold, Wucherer und Leuteschinder der Umgegend. Er ist vollbetrunken und seine Augen verschwimmen in dem aufgedunsenen, roten Gesicht. Ohne zu grüßen zieht er ein in schmutziges Papier gewickeltes Bündel Banknoten heraus und gröhlt: „Hier, Hundemensch, hast du die tausend Gulden, die du mir vor drei Tagen geliehen hast.“ Die Brusttasche seines Sommermantels ist stark gebläht. Er klopft darauf und fährt fort: „Hier, das ist ganz voll. Dreihundertfünfzigtausend Gulden, nein dreihundertdreißigtausend Gulden, habe ich ihnen in drei Nächten abgeknöpft. Nackt habe ich sie ausgezogen, die durchlauchtigen Herren. Ha, ha, ha!“ . . . wiehert er vor Vergnügen. „Die gnädige Frau Gräfin hatte Geburtstag . . . Sie luden mich ein . . . hofften, mich zu rufen. Aber wer hat Glück im Spiel? Stefan Gemba! Wer hat das schönste Getreide in der Umgegend, die schönsten Weiber, die schönsten Pferde und die schönsten Viehherden? Stefan Gemba! Zweihundertfünfzigtausend, nein zweihundertdreißigtausend Gulden in drei Nächten. He, was? Simon, Hundemensch, kannst du auch so etwas? Nein! Das kann nur Stefan Gemba allein. Sie platzen vor Neid und spülten den Aerger in Bächen von Champagner hinunter . . . Ich habe nicht gemogelt, nein! So wahr ich die allerheiligste Jungfrau und den Herrn Jesus liebe. Ich mogele nie. Wozu soll ich mogeln? Ich kanns auch so. Ich hatte gerade kein bares Geld im Hause und mußte mir von dir tausend Gulden borgen. Du hast eine glückliche Hand. Wäre ich nicht Stefan Gemba, ich müßte dir tausend, nein hundert Gulden geben. Aber zeig mir erst den Menschen, dem Stefan Gemba schon jemals einen Sechser geschenkt hätte! . . . Ihr seid meine Nachbarn und Geschäftsfreunde, ich borge Euch auch manchmal was . . . Da, nimm deine tausend Lappen, und ersticke daran, zusammen mit deinem Herrn und allen anderen Juden, die hier sitzen, wie die Läuse in unserem Pelz . . . Hundebhut verdammtes . . . Jetzt fahre ich aber nach Hause und schlafe mich aus. Mein Kutscher Wasyl, der Hundemensch, hat seit drei Tagen keine Prügel gekriegt, und das Mariechen, meine Taube, auch nicht, das muß zuvor erledigt werden. Na, Hundemensch, der du bist, laß mich gehen, zum

Donnerwetter, oder es gibt was!“ . . . Simon faßte ihn kräftig bei der Schulter und schob ihn sachte zur Tür hinaus. Dann legte er mit automatischer Bewegung, immer mit den verwickelten Rechnungen beschäftigt, das Bündel Banknoten in den Geldschrank zu den anderen Haufen Papiergeldes, die dort lagen. Dann riß er das Fenster auf, um den widerlichen Geruch zu verschrecken. Er saß noch einige Stunden lang und brach ab, ohne die Rechnungen entwirrt zu haben.

Einige Tage darauf prüfte er seine Kasse und fand, daß neuntausend Gulden zu viel da waren. Er erschrak. Er prüfte alle Bücher und Papiere mit peinlichster Genauigkeit, aber ohne Erfolg. Einmal, als er wieder beim Morgengrauen nach durchwachter Nacht über den Büchern saß und der Herkunft der überschüssigen neuntausend Gulden nachsann, stieg in ihm die Vermutung auf, daß Stefan Gemba ihm Tausendguldenscheine anstatt Hundertguldenscheine gegeben haben könnte . . . Er ging in der Erinnerung alle die kleinen Begebenheiten der letzten Tage durch und immer klarer wurde es ihm, daß dies der Ursprung der Summe war. Nun kannte seine Aufregung keine Grenzen. Er ging nochmals alle Bücher durch, prüfte die kleinsten Einzelheiten, rief sich jeden Schritt, den er getan, ins Gedächtnis zurück . . . Es war kein Zweifel möglich, er hatte die volle Gewißheit, daß die neuntausend Gulden Eigentum des Stefan Gemba waren. Gegen Abend desselben Tages steckte er neun Tausendguldenscheine in seine Brieftasche und machte sich auf den Weg nach dem Palast des Stefan Gemba, der zwei Kilometer außerhalb des Städtchens lag. Aber als er am Eingang zu dem Park die blühenden Bäume und die prächtigen Blumenbeete in der Abenddämmerung betrachtete, hörte er deutlich, wie eine leise, ganz leise Stimme ihm zuflüsterte: „Narr, die neuntausend Gulden sind dein!“ Gleichzeitig faßte ihn eine fremde Hand beim Nacken und drehte ihn um. Er fing an, schnell auszuschreiten; nach einer kurzen Weile langte er schweißgebadet in seiner Wohnung an. Es war dunkel. Die Schwester war mit den Kindern spazieren gegangen. Er eilte in die Kammer, wo unter alten Möbeln ein niedriger Schrank mit Schubladen stand, in dem alte Bücher lagen. Er zog die unterste Schublade hervor und schob die Brieftasche unter ein Paket alter Schriftstücke. Dann rückte er, nicht ohne Mühe, die Schublade wieder hinein und schlich sich leise auf den Zehen hinaus. Draußen atmete er tief auf und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Es war merkwürdig schwül heute Abend . . . Da stürzten die Kleinen, mit der Schwester vom Spaziergang heimgekehrt, jubelnd auf ihn zu und umfaßten seine Knie. Lauter als gewöhnlich erwiderte er ihre Liebkosungen, den ganzen Abend war seine Fröhlichkeit lärmender als sonst. Bei Tische aß er viel, ließ sogar, zum größten Staunen seiner Schwester, eine Flasche Wein holen, dann tollte er mit den Kindern, und schließlich faßte er das Mädchen um die Taille und hüpfte mit ihr im Zimmer herum, zur größten Belustigung der Kleinen, die dem Beispiel sogleich folgten. Er lachte laut und redete viel, so daß die bedächtige Schwester den Kopf schüttelte. Die ganze Nacht wälzte er sich schlaflos hin und her und gab sich Mühe, erfreut zu sein . . . Nun war er aller Sorge um die Zukunft enthoben. Mit neuntausend Gulden Barvermögen ohne Schulden kann

man einen Kredit von fünfzigtausend beanspruchen. Bei seiner Tüchtigkeit, Geschäftskennntnis und seinem guten Ruf in der ganzen Umgegend, konnte er das größte Geschäft anfangen, ein großes Gut pachten, eine Fabrik gründen, er hatte den Schlüssel zum Reichtum in der Hand.

Er brauchte sich nicht mehr zu sorgen, was er nach Neujahr beginnen sollte, wenn Rebensteins Geschäfte liquidiert waren und er ohne Posten dastand. Die Stellung bei Heinrich Rebenstein war sehr schwierig, er verstand nichts vom Geschäft. Sein Vater freilich war ein tüchtigen und ehrlicher Geschäftsmann gewesen. Ihm, Simon Berg, schenkte er besonderes Vertrauen, besoldete ihn gut und gewährte ihm unaufgefordert unbegrenzte Vorschüsse, mit denen er die mehrjährige Krankheit seiner Frau, die kürzlich gestorben war, ihren wiederholten Aufenthalt in Cairo und in Italien, bestritten hatte. Im Gegensatz zu seinem Vater war der Sohn hochmütig, unfreundlich und argwöhnisch, dabei von der peinlichen kaufmännischen Ehrlichkeit seines Vaters weit entfernt. Nun hatte er beschlossen, alle Besitztümer zu verkaufen und fortan in Brüssel zu leben. Simon Berg hatte er erklärt, daß er ihm zum Lohn für die zwanzigjährigen treuen Dienste und um das Andenken seines Vaters zu ehren, seine Vorschüsse, die sich auf mehrere tausend Gulden beliefen, bis auf Heller und Pfennig zu erlassen gesonnen sei. Simon Berg stand also nach so vielen Jahren schwerer Arbeit mit leeren Händen da . . . Einen ähnlichen Posten zu finden, konnte er nicht hoffen. Trotz seiner Tüchtigkeit und seines unverzagten Lebensmutes beschlich ihn oftmals die bange Sorge um die Zukunft . . . Ah, jetzt lagen dort in der Schublade neuntausend Gulden, neun Tausendguldenscheine, über die er ganz uneingeschränkt verfügen durfte. Er war erlöst . . . Warum war er denn nicht fröhlich? . . . Keiner würde sich wundern, daß er aus seiner Stellung als Oberverwalter bei Rebenstein mit einem ansehnlichen Barvermögen geschieden war . . . Er erhob sich leise und horchte nach dem angrenzenden Zimmer. Sie schliefen ruhig . . . Er schlich behutsam nach der Kammer, zündete eine Kerze an und zog die Schublade hervor . . . Seine Hand tastete sich unter den modrigen Büchern und Schriften hinauf, fuhr mit Wohlgefallen über das glatte Leder der Brieftasche und drückte sanft den geschwellten Deckel . . . Dann richtete er sich auf, blies die Kerze aus und kehrte auf den Zehen zu seinem Bett zurück . . . Einige Tage darauf erklärte er seiner Schwester, man müsse die Kammer fortan verschlossen halten, in der Stadt seien mehrere Einbruchsdiebstähle vorgefallen. Sie lachte ihn aus. Wer würde nach dem alten Gerümpel Verlangen tragen? Aber er erklärte, daß eine offenstehende Kammer die Diebe anlocke. Ein Schlosser kam; er hatte zufällig nur ein großes Vorlegeschloß für zwei Schlüssel vorrätig. Das wurde an der Tür der Kammer angelegt. Aber seither veränderte sich Simon Berg merklich. Er wurde verschlossen und wortkarg, fuhr häufig die Kinder unwirsch an, die langen, vertrauten Gespräche mit seiner Schwester hörten auf. Das Mädchen erklärte sich diese Verstimmung des Bruders mit der Ueberbürdung und der Sorge um die Zukunft, war aber guten Mutes, denn sie hatte Vertrauen in seine Kraft. Sie sah nicht die schwarze Wolke, die über ihm hing und die jetzt beim Gottesdienst vor ihm zerflossen war.

um ihn die Vorgänge der letzten Monate in scharfem Lichte sehen zu lassen.

Er saß noch immer mit geschlossenen Augen da und ließ die Ereignisse an sich vorüberziehen. Und dort oben sang die Stimme voller Zerknirschung und Wehmüt:

O, laß uns nicht zur Sünde gereichen, daß wir töricht gewesen und gefehlt haben, und die Gemeinde fiel ein:

Gesündigt haben wir, unser Hort, Vergieb uns, unser Schöpfer!

Ein großes Weinen ging durch die Menge, man hörte förmlich das Dröhnen der Fäuste, die auf die Herzen schlugen. Von der Frauensynagoge quoll ein stürmisches Jammern und Schluchzen herab. Simon Berg öffnete nicht den Mund. Er dachte an die neuntausend Gulden, die er später aus der Schublade ziehen würde, um ein großes Geschäft zu beginnen und ein reicher Mann zu werden. Ganz klar überlegte er alles. Er musterte in Gedanken die ganze Umgegend, was er wohl in Angriff nehmen könnte. Oder sollte er lieber auswandern? Weit weg nach Amerika? Mit seiner Tüchtigkeit und mit dem vielen Gelde konnte man es überall zu was Rechtem bringen. Das von vorn hin war alles Spuk, kindische Schwäche, Lächerlichkeit, schickte sich nicht für einen Mann, der mitten im Leben stand und schon so manchen Kampf durchgemacht hatte. Man muß die Sache nur fest anfassen . . . Drei Monate lang ängstigte er sich vor dem finsternen, dunklen Dinge, das wie eine Wolke über ihm schwebte. Nun war sie zerflossen . . . Leerer Wahn war das alles. Die Furcht vor einem Gespenst verschleucht man am besten, indem man es fest anfaßt. Was war denn dabei? . . . Er war im Besitz von neuntausend Gulden und hatte den Schlüssel zum Reichtum in der Hand. Wer kann ihm was tun? Er fragt nicht nach der Welt. Nun will er beten mit den andern, allen zum Trotz . . . sich selber zum Trotz . . .

„Mögen die Worte unseres Mundes und das Trachten unseres Herzens zum Wohlgefallen sein vor Dir, Ewiger, unser Hort und Erlöser!“ — Er stammelte: „O wirf uns nicht hinweg von Deinem Angesicht und Deinen Heiligen Geist nimm nicht von uns, verlaß uns nicht, Ewiger, unser Gott, und entferne Dich nicht von uns, beschäme uns nicht . . .“ . . . neuntausend Gulden liegen in der Schublade . . . zwischen den Deckeln der Brieftasche . . . Man fängt ein großes Geschäft an, eine Spiritusraffinerie, daran wird man reich . . . „Lehre uns Deine Gesetze, weise uns Deine Wege, lenke unser Herz zur Ehrfurcht vor Dir, öffne unser Gemüt, Dich zu lieben, daß wir zu Dir umkehren in Wahrheit und von ganzem Herzen . . .“ Eine Petroleumgrube ist besser . . . nein, es ist Unsinn, es hat keinen Zweck, zu beten . . . es ist die reine Qual . . . „Um Deines großen Namens willen vergib und verzeih unsere Sünden . . .“ neuntausend Gulden, neuntausend Gulden in Banknoten . . .

Es entstand auf einmal eine tiefe Stille, aber sie dauerte nur eine kleine Weile. Bald erscholl die Stimme des Vorbeters: „O, unser Gott, Gott unserer Väter, verzeih uns, vergib uns, sühne uns . . .“ Dann hielt er inne und schwieg still. Und es erhob sich ein großer Chorgesang, von einer Schar junger Knaben gesungen. Wie die

Töne zahlloser Silberglocken klangen die Stimmen ineinander. Sie sangen ein fröhliches Lied:

Wir sind Dein Volk und Du bist unser Gott,
Wir sind Deine Kinder und Du bist unser Vater,
Wir sind Dein Erbe und Du bist unser Anteil.
Wir sind Deine Herde und Du bist unser Hirt . . .

Immer zuversichtlicher und jubelnder schwang sich das Lied, von einem großen Vertrauen getragen, empor:

Wir sind Dein Garten und Du bist unser Hüter,
Wir sind Dein Volk und Du bist unser Schöpfer,
Wir sind Deine Gefährtin und Du bist unser Freund,

Wir sind Dein Besitz und Du bist unser Nächster . . .

Jetzt aber ertönte die tiefe Stimme des Vorbeters; wie erschrocken über so viel Zutraulichkeit gebot sie den jungen Knaben Schweigen, die alsogleich verstummten, während sie bebend in Demut und Zerknirschung fortfuhr zu bekennen: „Wir sind dreist von Antlitz, Du aber, bist barmherzig und liebevoll; wir sind harten Nackens, Du aber bist langmütig und duldsam. Wir sind voller Sünden, Du aber bist voller Gnade. Wir — unsere Tage gleichen dem dahinschwindenden Schattien, Du aber bist unendlich und Dein Leben ist unendlich“ . . . Nachdem er so den Abstand zwischen Gott und den Menschen ermessen hatte, wurde er sich seiner Sünden bewußt und wagte es, sie zu bekennen . . .

„Sind wir doch nicht so schamlos und trotzig, um zu sprechen, Gerechte sind wir, haben nicht gesündigt. Ach nein, wir und unsere Väter haben gesündigt . . .“

Schwer ist es, sich der Missetaten zu entsinnen und sie zu beichten. Scham und Reue erfüllen das Herz des Menschen. Nur eins macht ihm das Bekenntnis leichter: er hat aus Verblendung und Schwäche gesündigt. Das drückt er durch den Gesang aus. Lockende, lustige Töne erklingen, eine muntere Weise, wie zum Tanze einladend. Der Mensch widersteht, wehrt sich, wendet sich ab. Aber die Töne werden immer weicher und schmelzender, sie bitten, einschmeichelnd, kosend: komm, o komm, hier ist es so wohl, so süß! . . . Er tut den ersten Schritt. Doch schon besinnt er sich und will zurückweichen, aber der Gesang kichert und lacht so lieblich und immer lieblicher; halb wollüstige, halb sehnstüchtige Seufzer entringen sich der Brust. Dazwischen brausen leichte, hüpfende Töne auf und ersterben gleich wieder wie ein Hauch . . . Ein schleichernder Rausch erfaßt den Menschen. Schon verstrickt er sich immer tiefer in die Netze und die Töne werden immer süßer und lockender, ein Taumel ergreift seine Sinne. Es zieht ihn immer mehr in das vielverheißende Dunkel hinab, immer weiter weg von dem leuchtenden Antlitz Gottes. Doch bisweilen kommt ihm die Besinnung. Er erschrickt, er schreit auf in ängstlicher Qual, er nimmt sich zusammen, will umkehren, versucht, der Sünde zu trotzen. Aber schon ist es zu spät. Eine süße Schwäche hat sich seiner bemächtigt, seine Seele ist umnebelt, er zerrt vergebens an seinen Ketten, sie ziehen ihn nur immer tiefer hinab. Jetzt erfaßt ihn eine wilde Verzweiflung. Er stürzt sich kopfüber in den Pfuhl. Er will vergessen, daß er einst rein war. Immer tiefer, immer tiefer hinab! . . . In rasendem Tanz geht es vorwärts. Er zieht andere mit hinein in den Wirbel. Immer höher, immer höher steigt der Rausch . . .

Oschamnu, wir haben gesündigt, bogadnu, wir waren treulos, gosalnu, wir haben geraubt, haben Unreines geredet, Gewalttaten verübt, Verlogenheit gepflegt, Böses gesonnen, Lüge gesprochen, Spott getrieben, sind widerspänstig gewesen, haben gelästert, haben gefrevelt, sind hartnäckig gewesen, haben Verderben gestiftet, haben unsere Seele verunreinigt, haben geirrt, haben verführt . . . Immer schwächer und schwächer wird seine Stimme und verhaucht endlich in einen schweren Seufzer. Wie zusammenbrechend unter solcher Schuldenlast, hält er inne und schweigt still. Doch nur eine kurze Weile, denn nun muß er das Gericht Gottes rechtfertigen. „Du bist gerecht in allem, was Du über uns verhängt hast, denn Du bist die Wahrheit, aber wir waren schlecht.“ Jetzt erhebt er sehnsüchtig seine Seele zu Gott, Gott wird seinen starken Arm ausstrecken und ihn herausziehen . . . „Leg es in unser Herz, den Weg des Bösen zu verlassen und schicke uns geschwind die Erlösung, wie es geschrieben steht durch die Hand Deines Propheten: „Es verlasse der Bösewicht seinen Weg und der Mann des Unrechts seine Pläne und kehre zurück zu Gott. Der Ewige erbarmt sich sein . . . Bezwinde unseren Trieb, daß er Dir untertan sei, beuge unserer Nacken, daß wir Buße tun zu Dir, wie es geschrieben steht in Deiner Thora: der Ewige, dein Gott, wird dein Herz und das Herz deiner Kinder öffnen, daß ihr ihn liebt von ganzem Herzen und ganzer Seele, damit ihr das Leben erbt . . .“

Simon Berg hatte die Lippen zusammengekniffen und blickte in das aufgeschlagene Buch. In seinem Herzen erhob sich ein großer Trotz und machte ihn hart. Er blieb sitzen, so oft die ganze Gemeinde aufstand. Er neigte den Kopf nicht, wenn die Heilige Lade sich öffnete. Kalt und nüchtern hörte er die Gesänge an und begleitete sie im Innern mit kritischen Bemerkungen.

Habe ich gefrevelt? War ich treulos? Habe ich geraubt? Nein, ich habe nicht geraubt. Das paßt alles nicht auf mich. Das geht mich gar nichts an. Ich besitze neuntausend Gulden, und habe niemanden beraubt. Nie habe ich mir einen fremden Pfennig angeeignet. Hunderttausende ungezählten Geldes gingen durch meine Hand, das ganze Vermögen Rebensteins verwaltete ich. Von Grafen und Fürsten der Umgebung, von Großgrundbesitzern, Geschäftsleuten, Bauern, Juden und Christen, hatte ich oft große Summen zur freien Verfügung. Wäre ich ein Dieb und ein Räuber, ich wäre heute ein reicher Mann und stünde nicht da mit leeren Händen nach einem halben Leben voll anstrengender und erfolgreicher Arbeit . . .

Sein ganzes Leben zog jetzt an ihm vorüber. Als er sechzehn Jahre alt war, starb ihm die Mutter, kurz nach der Geburt eines Mädchens. Der Vater, ein armer, vielgequälter Melammed, ein gelehrter und heiliger Mann, seit jeher leidend, siechte einige Monate dahin, bis er der Frau in den Tod folgte. Arme Verwandte nahmen sich des Säuglings an. Er aber, Simon Berg, ein aufgeweckter Knabe, im Talmud und Peskim gar sehr bewandert, sollte, wie bisher, im großen Bethamidrasch „sitzen und lernen“, bis er so gelehrt würde, wie sein Vater und sein Amt erben konnte. Gute Menschen, ebenfalls arme Leute, erboten sich, ihn je einen Tag der Woche an ihrem Tisch essen zu lassen. Simon Berg jedoch ging in die große Sägemühle des reichen Rebenstein und fragte nach Arbeit. Man nahm ihn

als Laufjungen an. Monate und Monate besorgte er Botengänge, aß gebratene Kartoffeln und schlief im Fabrikhof auf Hobelspänen. Aber einmal begegnete ihm der alte Rebenstein und erinnerte sich, von seinem verstorbenen Vater, dem Melammed, ein „gutes Wort“, sinnreiche Deutung eines Bibelverses oder dergl., gehört zu haben. Rebenstein, der aus seiner Jugend einige verschwommene jüdische Kenntnisse gerettet, hatte eine Schwäche für „gute Wörtlein“ und ließ ein solches nie unbelohnt. Er schenkte dem Jungen fünf Gulden, damit er sich Stiefel anschaffte, und schickte ihn zu einem Privatlehrer, der ihm die Anfangsgründe des Polnischen, des Deutschen und des Schönschreibens beibrachte. Simon kam in das Kontor. Jetzt hungerte er nicht mehr so regelmäßig, konnte sogar den Pflegeeltern seiner kleinen Schwester zuweilen ein kleines Geschenk machen. Die Nächte verwendete er, um sich tüchtige Kenntnisse anzueignen. Manchmal hatte er Gelegenheit, seine Begabung an den Tag zu legen. Das erregte den Neid der ältern Beamten. Eine Periode harter Kämpfe begann. Man drängte ihn immer in den Hintergrund, schob ihm die undankbarsten Aufgaben zu, ließ ihn nicht hochkommen. Aber seine Tüchtigkeit und sein heiterer Sinn trugen schließlich den Sieg davon.

Er lernte mit der Zeit den ganzen kaufmännischen und technischen Betrieb des großen Unternehmens kennen, und nach einigen Jahren vertrat er den Direktor. Allmählich wurde er in den zahlreichen Besitzungen seines Brotgebers heimisch. Er war eine sehr brauchbare Kraft. Der alte Rebenstein war stolz darauf, ihn entdeckt zu haben. Er hatte wieder einmal Scharfblick und Menschenkenntnis bewiesen. Simon Berg ward nach und nach sein Vertrauensmann und Bevollmächtigter, die Seele aller seiner ausgedehnten Geschäfte. Und er hatte es gut bei ihm. Nie verweigerte er ihm einen Vorschuß, oft bot er ihm selber welchen an, so daß Simon bei ihm immer tief in der Kreide saß. Als er so weit war, seiner Schwester, die ihn abgöttisch liebte und verehrte, aufhelfen zu können, bedurfte sie seiner nicht mehr. Sie hatte ein Handwerk erlernt, sich selbständig gemacht, verdiente reichlich und legte sogar etwas beiseite. Simon Berg entfaltete eine große, erfolgreiche Tätigkeit. Er liebte die Arbeit, die vielen Menschen Nahrung gab . . . Aber den Sabbat verbrachte er im Bethamidrasch, über den lieben, alten Büchern oder in gelehrten Gesprächen. Das bewahrte ihm seine heitere Seelenruhe und hielt ihn aufrecht im Lebenskampfe.

Als er ein wunderschönes, aber armes, etwas kränkliches Mädchen heiraten wollte, riet ihn Rebenstein nicht ab. Im Gegenteil, es war ja eine gottgefällige Tat, ein armes Mädchen aus guter Familie glücklich zu machen. Drei selige Jahre verlebte Simon an der Seite seiner jungen Frau. Dann fing sie an zu kränkeln . . . „He, Simon, Freund, warum machst du dich nicht selbständig, ein tüchtiger Kerl, wie du bist? Ich verpachte dir mein Gut Karowka mit den sechs Meiereien“, sagte oft der Graf Wronski zu ihm. „Keinen Heller Kaution verlange ich von dir. Du wirst ein reicher Mann werden. Dir wirds alle Welt gönnen. Mach dich selbstständig, bevor es zu spät wird. Freilich“, fügte er hinzu, „den Rebenstein kann ich verstehen, wenn ich einen solchen Oberverwalter hätte, ich ließe ihn auch nicht laufen“ . . . Simon konnte nicht daran denken, sich selbständig zu machen. Er war

für Jahre hinaus der Schuldner seines Chefs. Aber jetzt sollte das anders werden. Neuntausend Gulden lagen dort in der Schublade in der ledernen Brieftasche . . . Sofort wird er ans Werk gehen. Er wird ein reicher Mann werden, ein Millionär . . . Mit siebenunddreißig Jahren ist es nicht zu spät, ein Vermögen zu erwerben. Er wird seiner Schwester eine reiche Mitgift geben, um ihr wenigstens teilweise zu lohnen für all die Güte und Barmherzigkeit, die sie ihm und seinen Kindern erweist . . . Einen Palast wird er sich bauen, keinen so protzigen wie der des Stefan Gemba, aber schön und lieblich mit einem großen Garten . . . die Kinder sollen im Ueberfluß heranwachsen, deutsche und französische Gouvernanten wird er ihnen halten . . . Reitpferde, Automobile . . . Er will seinen Anteil an dieser Welt haben . . . Millionär will

er werden. Den Schlüssel dazu hat er in die Hand bekommen . . .

Jetzt fühlte er die Hand des Mendel Färber auf seinem Arm. Der Gottesdienst war längst zu Ende. Das Bethammidrasch hatte sich geleert, nur einige Minjanim waren zurückgeblieben, die die Nacht hier beim Singen der Psalmen und des Schir Hajichud durchwachen wollten.

„Du scheinst sehr übermüdet zu sein“, sagte Mendel Färber. Er ahnte nicht, welche trotzig und hochfahrende Pläne der Freund in der Seele wälzte. „Ich habe nicht geschlafen“, versetzte Simon Berg tonlos. Er legte den Tallith mit heftiger Bewegung ab, zog den Kittel aus und ging hinaus in die laue, schöne Herbstnacht, um frische Luft zu atmen.

(Schluß folgt.)

KRIEGLITERATUR.

„Die Vernunft in der Geschichte“ betitelt sich eine neue Schrift von Karl Joel¹⁾, in welcher dieser scharfsinnige Denker, glänzende Darsteller und vornehme Mensch es unternimmt, den Sinn dieses Krieges vom Standpunkte der höchsten menschlichen Interessen zu deuten. Vernunft und Geschichte, die Forderungen der denkenden und ethisch wertenden menschlichen Persönlichkeit, und das Weltgeschehen in seiner rauen Wirklichkeit scheinen sich zu widersprechen. Diese Anschauung drängt sich uns angesichts des jetzigen Krieges mit verstärkter Gewalt auf. Gleichwohl „ist der einzige Gedanke, den die Philosophie mitbringt, der einfache Gedanke, daß die Vernunft die Welt beherrsche, daß es also auch in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen sein mußte“. In einer feinen Analyse der hauptsächlich historischen Begebenheiten wird nun dargetan, daß die Vernunft als latente Kraft in der Geschichte immer

mehr zum Durchbruch gelange. Die Kriege erscheinen als Stufen, die zum Tempel des Friedens hinanführen. „Der Weg der Geschichte vom Faustrecht des Raubritters bis zum Weltkrieg erscheint zugleich als der Triumph einer ungeheuren Friedensarbeit.“ Immer mehr kleinere Völkergruppen einen sich zu großen Gemeinschaften, innerhalb deren der Krieg unmöglich wird. Auch aus diesem Kriege, hofft der Verfasser, wird, wenn auch nicht allsogleich, so doch nach einer nicht allzu fernen Zeit, ein großes, gegenseitiges Verstehen unter den Völkern hervorgehen; die Feinde erproben sich in diesem Kriege gegenseitig in ihren Kräften und Mängeln, lernen ihre Lage, Bedürfnisse, Nöte besser verstehen, fühlen ähnliche Glut und Schmerzen, kurz, sie kommen einander auch seelisch immer näher. So wird endlich der Mensch, der mit seiner Vernunft die Erde bezwungen hat, von der Wüste bis zu den Polen, endlich sich selber bezwingen lernen kraft derselben Vernunft.

¹⁾ Verlag von R. Bruckmann, München.

Denkt an uns! Sendet

Galem Aleikum
(truhmündstuck)

Galem Gold
(goldmündstuck)

Zigaretten

Willkommenste Liebesgabe!

Preis Nr. 3 4 5 6 8 10
4 5 6 8 10 12 Pfd. Stück
einschließlich Kriegsaufschlag

Trustfrei!

20 Stück feldpostmäßig verpackt **portofrei!**
50 Stück feldpostmäßig verpackt **10 Pf. Porto!**
Orient Tabak- u. Cigarettenfabr. Yenidze Dresden.
Inh. Hugo Zietz, Hoflieferant S. M. Königs v. Sachsen



Autorendeutsche Artillerie